

Vorwort zu Sungil Hwang: Region Ostasien. Struktur und Krise der Macht Japans (2003).

Holger Heide

Das Bild, das wir uns vom modernen Ostasien machen, ist im wesentlichen geprägt von den Ideologien, die als Antwort auf die sozialen Kämpfe in den westlichen Industrieländern seit den sechziger Jahren entwickelt wurden. Die Kämpfe signalisierten damals das Ende des Fordismus. Dieses Ostasienbild ist zwar heute nicht mehr ganz so ungebrochen wie noch bis in die achtziger Jahre. Aber selbst die sogenannte Finanzkrise von 1997/98, die in vielen asiatischen Ländern viel eher eine tiefe gesellschaftliche und moralische Krise ist, hat die tiefsitzenden Klischees bisher wenig erschüttert, da die Konzentration der wirtschaftspolitischen Debatte auf institutionelle Reformen der Währungs- und Finanzsysteme sowie die Politik des Internationalen Währungsfonds das Interesse an grundlegenden Erklärungsmustern abermals zurückgedrängt hat.

Das hängt auch damit zusammen, dass wesentliche Teile der jüngeren japanischen Geschichte – übrigens nicht nur im Westen, sondern auch in der japanischen Gesellschaft selbst – systematisch verdrängt worden sind. Soweit das für die Zeit des Militärfaschismus gilt, mag das nicht verwunderlich sein. Die Verdrängung bezieht sich jedoch im selben Maße auf die Geschichte der Arbeitsbeziehungen und damit auf diejenige der Arbeiterbewegung nach dem zweiten Weltkrieg. Sie verstellt in der gängigen Literatur über den Wirtschaftsaufschwung Japans seit den sechziger Jahren fast vollständig den Blick für die tieferen Ursachen der Entwicklung. Wie im Westen so dominieren auch in Japan selbst noch immer die kulturalistischen oder gar rassistischen Erklärungsmuster – wenn es nicht vorgezogen wird, überhaupt bloß oberflächlich mit einer geschickten Wirtschaftspolitik zu argumentieren. Und derselben Argumentationen begegnen wir dann wieder in den Versuchen zur Interpretation der Dynamik der Entwicklung Ostasiens als Region innerhalb einer sich „globalisierenden“ Weltwirtschaft. Die Region ist unstreitig maßgeblich durch das japanische Kapital geprägt. Woher jedoch diese Prägung rührt, was das japanische Akkumulationsregime wesentlich ausmacht und wie Ostasien überhaupt zu einer „Region“ geworden ist, bleibt in der Regel völlig unverstanden.

Die Ära des Fordismus, in der in den entwickelten Industrieländern vorübergehend eine Bewegungsform für die grundlegenden Widersprüche des modernen Kapitalismus durch soziale Integration gefunden zu sein schien, war viel schneller als erwartet an ihre Grenzen gestoßen. Fordismus erschien als „zu teuer“ geworden.

Auf der Suche nach Alternativen zu den als „rigide“ und „bürokratisch“ erscheinenden Regelungen sozialer Probleme, auf der Suche nach „flexibleren“ Organisationsformen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses bot sich als Gegenmodell und zur Veranschaulichung das japanische „toyotistische“ Modell an, das sich in den sechziger und siebziger Jahren in der Weltmarktkonkurrenz gerade als äußerst erfolgreich erwies. Der beispiellose wirtschaftliche Aufstieg Japans und nach und nach immer weiterer Länder Ostasiens wurde dabei im Westen überwiegend als Bedrohung aufgefasst. So konnte es den Ideologen von Anfang an auch nicht um eine Analyse der Bewegungslogik des Toyotismus gehen, sondern um die Herausarbeitung eines Kontrastmodells zu dem im Westen gerade gescheiterten: Statt des „Gegeneinander“ im Westen hatte man im Osten „Harmonie“ und „Miteinander“ ausgemacht. Was sich im Westen zunächst mehr oder weniger naturwüchsig als „postfordistische“ Elemente herausbidlete mit Flexibilisierung, Gruppenarbeit, Reduzierung immer weiterer „Poren“ des unmittelbaren Produktionsprozesses und dem „Ende der Reformära“ und Sozialabbau im sozialstaatlichen Bereich, das erklärte man kurzerhand zu erfolgreichen japanischen bzw. asiatischen Erfahrungen. Der Fleiß der Japaner, ihre Gruppenorientierung, die Identifikation mit der Firma, all das schienen plötzlich unerschütterliche Fakten zu sein. Und es schien sich um Eigenschaften zu handeln, die den Japanern eigen sind. Angeblich waren sie der Kultur im allgemeinen, insbesondere der Jahrtausende alten Tradition des Konfuzianismus oder aber der Besonderheit der früheren Dorfgemeinschaft in einer auf Reisanbau gegründeten Gesellschaft geschuldet.

Mit der kapitalistischen Dynamik, die nach Japan zunächst Südkorea, Taiwan und die Stadtstaaten Hong Kong und Singapur ergriff und dann in einer weiteren Runde nach und nach die ASEAN-Staaten, schien – unabhängig von den ganz unterschiedlichen historischen Schicksalen der verschiedenen Länder – die angebliche japanische Tradition nun für ganz Ostasien zu gelten. Einen späten Höhepunkt hat diese Ideologie dann in der 1993 erstmals vorgetragenen These Huntingtons von dem gegen den Westen gerichteten strategischen Bündnis von Konfuzianismus und Islam gefunden.

Die wichtigste ideologische Funktion haben diese Thesen durch die Vermittlung des Bedrohungsszenarios an die Adresse der von Arbeitslosigkeit, Sozialabbau und wachsendem Arbeitsstress betroffenen Massen in den westlichen Industrieländern. Zu denken geben sollte die Tatsache, dass diese im „Westen“ entwickelten Ideologien nun ihrerseits in den asiatischen Ländern aufgegriffen wurden, so dass wir bei japanischen, singaporischen oder sogar malaysischen Ideologen und interessierten Politikern den Begriff des „asiatischen Kapitalismus“ usw. lesen können. Die Ideologie dient dort denselben Zwecken wie im „Westen“: dem Kampf gegen das „Anspruchsdenken“ der breiten Massen.

Sungil Hwang hilft uns mit seiner hier vorgelegten Analyse Ostasiens, diese Klischees zu durchschauen. Ihm gelingt hier eine historische Rekonstruktion kapitalistischer Dynamik in einer Region nachholender Entwicklung. Und das ist wahrhaftig nicht so theoretisch-abstrakt, wie es sich zunächst anhört. Denn in seinem sozialökonomischen Ansatz geht es nicht vorrangig um institutionelle oder wirtschaftsstrategische Probleme. Er dringt zum eigentlichen Kern des Problems vor, indem er die Arbeiterschaft (im Sinne von „Labour“) nicht als bloßen Produktionsfaktor, also als Objekt, sondern als Subjekt und damit als – potentiellen – Akteur der historischen Entwicklung kritisch untersucht. Sein Ziel ist dabei ausdrücklich, eine alternative Perspektive für die ostasiatische(n) Arbeiterbewegung(en) aufzuzeigen. Seine Frage ist die nach der Möglichkeit (die Notwendigkeit ist für ihn unbestritten) einer regionalen Solidarität in Ostasien.

Ostasien als Region? Sicher, über Jahrtausende hat es das eigene Universum mit dem Reich der Mitte gegeben, das sich nach Osten bis Japan und nach Süden bis in die Inselwelt der Philippinen und des heutigen Malaysia und Indonesien erstreckte. Seit den Anfängen des europäischen Imperialismus hatte sich dieses Universum aufgelöst und eine Region Ostasien war allenfalls noch rein geografisch auszumachen. Zur Region im heutigen Sinne ist Ostasien erst im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts geworden – zunächst vorübergehend durch den schließlich fehlgeschlagenen Versuch der kriegerischen Expansion des japanischen Kapitalismus. Endgültig begann die Formung der Region Ostasien erst mit den sechziger Jahren und zwar durch die Ausdehnung des japanischen Akkumulationsregimes nach Südwesten in die inzwischen dekolonialisierten Gebiete. Das ist der spannende Punkt. Denn mit seiner Ausdehnung wird auch die objektive Anfälligkeit des japanischen Akkumulationsregimes auf die gesamte Region ausgedehnt.

Diese These Hwangs kann nur verständlich werden, wenn man einerseits die japanische Akkumulationsweise analysiert – und das heißt auch ihre historische Herausbildung – und andererseits den weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zusammenhang, in dem sich das japanische Akkumulationsregime auf Ostasien ausdehnen konnte, in die Untersuchung einbezieht.

In seiner Rekonstruktion der Geschichte des neuen japanischen Akkumulationsregimes als einer Geschichte einer effektiven Einbindung und Kontrolle der Arbeiterschaft und die Festigung spezifisch japanischer Arbeitsbeziehungen, die mit dem amerikanischen Besatzungsregime nach 1945 beginnt, zeigt Hwang die objektive „Verwundbarkeit“ eines gewissermaßen „ohne Netz“ funktionierenden Produktionssystems, das besonders augenfällig durch das „Just-in-time-Prinzip“ symbolisiert ist. Was zur Herausbildung dieses prekären „toyotistischen“ Systems geführt hatte, war die Notwendigkeit, sich auf dem

Weltmarkt gegenüber den USA und dem wieder erstarkenden Westeuropa durchzusetzen, wobei wegen der ursprünglich niedrigeren Produktivität für höhere Löhne oder soziale Sicherungssysteme wenig Spielraum war. Als entscheidend erwies sich, dass die Spaltungs- und Konkurrenzlogik, mit denen das Kapital sowohl an Erfahrungen aus den zwanziger Jahren, als auch direkt an solche aus der Zeit des Militärfaschismus anknüpfen konnte, so internalisiert wurden, dass sie sich durch das Handeln der Arbeiter selbst ständig reproduzierten. In der japanischen Gesellschaft wurde so die Herstellung der ständig gefährdeten Integration der Arbeiterschaft in das System eine permanente Aufgabe. Der zweite Schwachpunkt des japanischen Kapitalismus bestand wie schon vor dem Pazifischen Krieg in der Abhängigkeit von einer vorteilhaften internationalen Arbeitsteilung.

So beginnt sich die seit den fünfziger Jahren entfaltete Dynamik des japanischen Kapitalismus schon in den sechziger Jahren – zunächst unter systematischer Förderung durch die Vereinigten Staaten – nach und nach auf das übrige Ost- und Südostasien auszudehnen. In einer eingehenden Auseinandersetzung mit den wichtigsten Entwicklungstheorien und insbesondere mit dem sogenannten „Wildgänsetheorem“ des Japaners Akamatsu und seiner Schule gelingt es Hwang, die Logik dieser regionalen Dynamik zu rekonstruieren: Einen Sinn bekommt das Wildgänsetheorem, wenn wir uns von der Vorstellung der Nationen als den einzigen Akteuren lösen und die keiretsu, die japanischen Großkonglomerate einbeziehen. Die Arbeitsteilung der Region Ostasien erweist sich dann als ein strategisch angelegtes System innerhalb der internen Strukturen der keiretsu einschließlich des von ihnen dominierten Netzes von Zuliefer- und Absatzbeziehungen. Damit gehört zur intra-regionalen Arbeitsteilung wesentlich eine spezifische Teilung der Arbeitsbeziehungen.

Hwang identifiziert auf diese Weise ein „regionales Akkumulationsregime Ostasien“, das nur auf der Grundlage einer strukturellen Schwäche der Arbeiterbewegungen und deren „ökonomischem Nationalismus“ existieren kann. Das setzt die subjektive Identifikation mit dem je „eigenen“ Kapital in allen beteiligten Ländern voraus. Die Ausweitung dieser Achillesferse des japanischen Akkumulationsregimes auf die Region macht diese objektiv noch leichter verwundbar. Die „Asienkrise“ und wie sie vom Internationalen Währungsfonds und anderen Institutionen des Weltsystems bearbeitet worden ist, hat zwar erst einmal wieder zu einer Verstärkung der inneren Spaltungen der Arbeiterschaft der Region geführt, sie also weiter geschwächt, was ein gut Teil der Gründe für den Wiederaufschwung liefert. Auf Grundlage dieser Erkenntnisse plädiert Hwang mit dem, was er „regionale Solidarität“ nennt, für eine realistische neue Perspektive für die Arbeiterbewegung, für die es keiner zusätzlichen ethisch-moralischen Begründung bedarf.

Überzeugend zeigt der Autor, wie die meisten „Analysen“ des asiatischen „Wirtschaftswunders“ – wie auch der nachfolgenden Krise – in die Irre führen. Nichts daran erklärt sich überhistorisch. Die offensichtliche Schwäche der Arbeiterbewegungen Ostasiens rührt nicht aus der Tradition, sondern aus der gewaltsamen Durchsetzung der Moderne. Welche gesellschaftlichen Kämpfe dahinter stehen, welche Rolle wiederum der geopolitisch bestimmte Einfluss der USA für die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in der Region gespielt hat, darüber lesen wir in dem vorliegenden Werk.

Oft mag es scheinen, als läge Ostasien weit weg. Dieses Werk von Sungil Hwang beweist das Gegenteil. Es handelt von Ostasien und es handelt zugleich von uns. Wir lernen viel über Japan und über das „Japanische“ an der Entwicklung in Ostasien, wir durchschauen besser die Mechanismen des gegeneinander Auspielens von Ost und West und anderer Spaltungsstrategien, die gerade dadurch verfangen, dass sie von den Betroffenen ständig selbst reproduziert werden. Dagegen wird die reale Möglichkeit von Solidarität deutlich. Die Lektüre könnte so dazu beitragen, unser Selbstbewusstsein zu stärken, das wir brauchen, um den Zumutungen der „Globalisierung“ besser entgegenzutreten zu können.